

Die Sicht des Kinder- und Jugendpsychiaters : "Wir müssen uns klar werden, was Kinder und Jugendliche brauchen"

Autor(en): **Weiss, Claudia / Aegerter, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **91 (2020)**

Heft 12: **Corona : wie die Institutionen mit der Pandemie umgehen**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1032787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Sicht des Kinder- und Jugendpsychiaters

«Wir müssen uns klar werden, was Kinder und Jugendliche brauchen»

Kinder- und Jugendpsychiater Martin Aegerter* staunt, wie wenig die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen vor allem im Lockdown berücksichtigt wurden. «Wir müssen uns bewusster werden, dass es sie überhaupt gibt.»

Interview: Claudia Weiss

Wie erleben Sie das in Ihrer Praxis: Wie geht es Kindern und Jugendlichen in der gegenwärtigen Situation?

Martin Aegerter: Es geht ihnen im Allgemeinen nicht unbedingt viel schlechter als vor der Pandemie, vor allem jenen, die in stabilen Verhältnissen leben, sei das zuhause bei den Eltern oder in einer Institution. Je nach Situation verdichtet sich allerdings eine Problematik. Ich stelle fest – subjektiv

***Martin Aegerter**, 54, ist Kinder- und Jugendpsychiater beim Netzwerk Kind–Jugend–Familie in Zollikofen BE. Er nimmt unter anderem psychiatrische Abklärungen für Kinder- und Erwachsenenschutzbehörden vor und arbeitet teils eng mit pädagogischen Institutionen für Kinder und Jugendliche zusammen.

und ohne detaillierte Zahlen –, dass die Anfragen für psychiatrische Abklärungen zunehmen, beispielsweise aufgrund depressiver Verstimmungen. Diese können sich aufgrund einer tatsächlichen Erkrankung in der Familie, wirtschaftlichen Drucks oder genereller Sorgen verstärken. Und für jene Kinder und Jugendlichen, die schon vorher eine Angst- oder Zwangsproblematik aufwiesen, ist die Pandemie schlimm.

Hat sich die Situation für Kinder und Jugendliche zwischen dem Frühjahr und jetzt geändert?

Im Gesamtbefinden stelle ich keine wesentliche Verschlechterung fest. Für sehr viele war allerdings die Schulschließung im Lockdown vom März eine grosse Belastung, weil je nach familiärem Hintergrund jede Struktur wegfiel. Etliche Studien zeigen ja bereits, dass besonders bei Kindern und Jugendlichen aus bildungsfernen Familien grosse Wissenslücken entstanden sind und sich Probleme wie Gewalt oder finanzielle Not verdichtet haben. Ich begrüsse daher sehr, dass die Schulen in der zweiten Welle geöffnet bleiben, das wirkt sich auf das Befinden der Schülerinnen und Schüler positiv aus. Jedenfalls bei der Mehrheit: Jene, die unter Absentismus leiden, also der Schule aus diversen Gründen zeitweise fernbleiben, oder jene, die von Mobbing betroffen

des Zustands, beispielsweise depressiver Symptome, und viele machen sich Sorgen, weniger um sich selber, sondern um Angehörige. «Je nach Charakter können sie das besser wegstecken oder erleben die Situation als sehr erschwerend.»

Insgesamt seien sie aber gut über die Runden gekommen, findet Roger Kaufmann, und die Quarantänestationen mussten zumindest in der ersten Welle nie genutzt werden. Anfang November hat sich dann die Situation wieder beschleunigt, mit den steigenden Fallzahlen nahm auch der Druck zu, und er stellte bei einigen Mitarbeitenden zunehmenden Respekt vor der Pandemie fest. Inzwischen ist die Notaufnahme voll belegt, und der Utenberg erhält immer mehr Anfragen für stationäre Plätze. Jetzt gelte es abzuwägen, was drinliegt, sagt Kaufmann: «Das ist ein ständiger Spagat, ein Seiltanz, und ich hoffe einfach, dass wir weiterhin gut über die Runden kommen und alle gesund bleiben.»

Damit sich die Stimmung weiterhin stabil halte, sei es wichtig, dass der Betrieb mit guter Versorgung und Betreuung sichergestellt bleibe. «Die Gruppen haben jetzt den Auftrag, kreativ zu sein, sich zu überlegen, wie sie das soziale Geschehen so gut

wie möglich sichern, halt mit alternativen Rahmen und kreativ umgestalteten Anlässen.» Statt dem üblichen grossen Weihnachtsfest beispielsweise planen die einen eine Waldweihnacht, andere teilen die Gruppe, damit die Bezugspersonen auch dabei sein können: «Das ist sehr wichtig.»

Viele Gedanken und ein wenig Überdross

Denn auch im Utenberg gibt es den Jugendlichen zu denken, dass die Dauer der Einschränkungen nicht absehbar ist. Martina (Name geändert), 16, sagt: «Mir geht es gut, jedoch setzen mir die Einschränkungen rund um Treffen von Freund und Familie, Nähe, Umarmungen, Ferien und fehlende Kulturangebote zu, da kein Ende in Sicht ist.» Und auch die

gesundheitlichen Auswirkungen belasten sie: «Sorgen mache ich mir vor allem wegen den psychischen Folgen, im speziellen der Vereinsamung, der Belastung von bestimmten Berufskreisen wie zum Beispiel Pflege, der fehlenden Work-Life-Balance und den gesundheitlichen Folgen der extremen Hygiene.»

Mitbewohner Max (Name geändert), 15, drückt sich kurz und klar aus: «Ich nerve mich ab den vielen Einschränkungen.

Statt dem üblichen grossen Weihnachtsfest gibt es Waldweihnacht oder geteilte Gruppen.

sind, empfanden die Schulschliessung sogar als Erleichterung. Für alle anderen ist es sehr begrüssenswert, dass die Schulen hoffentlich weiterhin offenbleiben.

Sind die gegenwärtigen Einschränkungen für die Jungen aus Ihrer Sicht belastend?

Sie haben langsam genug, und «bis mindestens Frühjahr» ist für sie eine extrem lange Zeitspanne, gefühlt noch viel länger als für uns Erwachsene. Dennoch machen sie mit und halten die Struktur ein. Klar, es ist schwierig, Jugendliche dazu zu bringen, dass sie auch dann konsequent den Abstand halten und die Maske anbehalten, wenn sie unter sich sind, auf dem Heimweg beispielsweise oder in der Freizeit. Aber das ist eigentlich ein gesundes Verhalten. Insofern lassen sich viele durch die Einschränkungen nicht allzu heftig belasten.

Was bereitet den Kindern und Jugendlichen gegenwärtig die grösste Mühe?

Am schwierigsten sind die sozialen Einschränkungen: Kinder wollen unbeschwert miteinander spielen, Jugendliche wollen sich treffen, austauschen, Kontakte pflegen. Ausserdem gestalten sich Berufswahl und Berufsplanung momentan sehr schwierig, Schnupperlehren sind je nach Branche kaum möglich oder finden in praktisch leeren Büros statt. Auch für Fachschul- oder Studienbeginner ist der Fernunterricht sehr belastend, so können sie sich nicht sozial vernetzen.

Sie arbeiten teils eng mit Institutionen zusammen: Geht es Kindern und Jugendlichen dort in irgendeiner Beziehung anders als anderen?

Zudem machen viele Einschränkungen für mich nicht viel Sinn und widersprechen sich.» Ob es also langsam schwierig wird, diese durchzusetzen? Andrea Gabriel, Abteilungsleiterin, verneint: «Absolut nicht.» Im Gegenteil, allen gehe es zwar gleich, und alle hätten es satt, «aber alle halten sich problemlos daran». Die Jugendlichen in den Wohngruppen, vermutet sie, nähmen das vielleicht sogar etwas gelassener als die Sozialpädagoginnen und -pädagogen, denen die Maske die Arbeit nicht gerade erleichtere: «Die Mimik ist sehr wichtig bei Gesprächen. Besonders bei Eintrittsgesprächen ist die Maske eine enorme Barriere.» Die Betreuenden tragen ihre Maske ständig, die Jugendlichen ab zwölf Jahren auf den Gängen. Aber belastend hin oder her: «Alle verstehen den Sinn und nehmen das so an.» Keine Rebellion also, keine Resignation von Seiten der Jugendlichen? «Nein, die Stimmung ist ruhig und ausgeglichen – vielleicht auch gerade dadurch, dass die Jugendlichen abends ohnehin nicht gross ausgehen können und deshalb Diskussionen um die Heimkehrzeit entfallen.» Aber ermüdend sei die Situation vor allem deshalb, weil kein Ende abzusehen sei. Und wenn sie so an die vergangenen

Ich habe das Gefühl, dass Institutionen die Situation insgesamt sehr gut auffangen können, besser wahrscheinlich als vorbelastete Familien: Sie haben Konzepte erstellt, wie sie mit den Einschränkungen umgehen wollen. Und die Sozialpädagoginnen und -pädagogen sind ohnehin krisenerprobt, sie werden durch die Situation zwar belastet und zeitlich mehr gefordert, aber nicht erschüttert. Die Jugendlichen in den Institutionen sind ebenfalls krisenerprobt. Sie erleben genau dieselben Schwierigkeiten wie alle anderen auch – sie vermissen Socializing, Partys und Ausgang. Handys und Social Media sind offenbar kein Ersatz für echte Treffen, und das ist ja eigentlich sehr erfreulich.

Wie schätzen Sie das ein: Sind bei den Jungen langfristige Folgen zu befürchten?

Wie weitreichend die Folgen sein werden, hängt von der Dauer der Einschränkungen ab: Kehrt ab Frühjahr wieder weitgehend Normalität ein, können Kinder und Jugendliche die Corona-Zeit wohl mehrheitlich ohne Langzeitfolgen bewältigen. Dauern die Einschränkungen an, bin ich mir da nicht so sicher. Das müssten wir dann wahrscheinlich neu beurteilen.

Was also ist aus Ihrer Sicht ganz wichtig zu bedenken im Zusammenhang mit Kindern und Jugendlichen?

Wir müssen uns allgemein bewusster werden, dass es Kinder und Jugendliche gibt! Und uns dringend darüber klar werden, was sie brauchen. In der ersten Welle wurde die Wichtigkeit der Schule unterschätzt, zum Glück hat die Politik das inzwischen gelernt. Aber noch immer ist das Bewusstsein zu wenig gross, wie sehr auch Kinder und Jugendliche beispielsweise unter wirtschaftlichem Druck leiden. ●

Monate denkt und an jene, die noch kommen, findet sie: «Für die Sozialpädagoginnen und -pädagogen ist die Situation eine Wahnsinns herausforderung, mehr noch als für die Kinder und Jugendlichen.»

Motiviert, aber langsam auch etwas ermüdet

Das Fazit der vergangenen Monate in beiden Institutionen also: Panik oder Traumatisierung im grossen Rahmen haben nicht stattgefunden, ebenso wenig Rebellion oder Verweigerung. Die Kinder und Jugendlichen machen alle Einschränkungen brav mit, und wenn sie sich Sorgen machen, dann eher still. Aber ob sie die Corona-Zeit ohne Schaden überstehen, wird sich erst noch zeigen (vergleiche dazu auch das Interview Seite 28). Und auch die Mitarbeitenden der Institutionen zeigen trotz allgemein positiver Motivation gewisse Ermüdungserscheinungen. Sowohl Kinder als auch einzelne Erwachsene des Schulinternats Sommerau antworten auf die Frage, warum sie dennoch gute Laune hätten, unverblümt: «Habe ich nicht.» Und ein Teammitglied bringt wohl die Hoffnung aller auf den Punkt: «Jede Krise hat ein Ende.» ●

«Sozialpädagoginnen und -pädagogen werden zwar zeitlich mehr gefordert, aber nicht erschüttert.»
